

Wie fünf Mädchen¹ im Branntwein jämmerlich umkommen

Ein Rückblick auf das Gotthelf-Jahr 2004: das Alkoholproblem

Benedikt Horn

Eine grauenhafte, völlig realistische Geschichte von Jeremias Gotthelf, die leider fast unbekannt ist – ein typischer Verdrängungsmechanismus. «Jeder Arzt sieht jeden Tag mindestens einen Alkoholpatienten» [2].

Une histoire atroce, d'un réalisme absolu, de Jeremias Gotthelf, qui est malheureusement presque inconnue – un mécanisme de refoulement typique. «Tout médecin voit chaque jour au moins un patient alcoolique» (P. Allemann [2]).

Der Verfasser dieser Zeilen ist durchaus kein Kostverächter und trinkt zum Essen auch gerne einen guten Wein. Dies soll uns nicht daran hindern, immer und immer wieder bei unseren Patienten ans Problem Alkohol zu denken, uns zu engagieren, dort zu helfen, wo dies möglich ist. Ein Blick in die «gute alte Zeit» zeigt uns, dass auch im hochgelobten «Bernbiet» das Problem Alkohol zu grauenhaften Folgen führte.

Ein wortgewaltiger Erzähler

Der Erzähler dieser dramatischen Geschichte [1], Albert Bitzios, alias Jeremias Gotthelf, Pfarrer im Emmentalischen Lützelflüh, war zwar schon als Student sehr zurückhaltend im Geniessen. «Er mied Kneipen, lebte zurückgezogen ... und wurde als noble Natur geliebt und beachtet», Zeugnis eines Kommilitonen in Göttingen [3]. Er war aber sicher kein weltfremder Besserwisser; er ist oft so



Abbildung 1.

Die beiden Abbildungen stammen aus der bibliophilen Gotthelf-Ausgabe, Herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister, Verlag F. Zahn (ohne Jahr).

realistisch, dass es uns buchstäblich kalt den Rücken hinunterläuft. Auch seine Schilderung einer rassigen Frau zeigt, dass Gotthelf wahrlich kein Hinterwäldler war: «Lisi, ein schlankes und üppig gewachsenes Mädchen, strotzend von Gesundheit, mit schön roten Backen und kräftigen Armen, weissen Zähnen und heiteren Augen ...». Kurz, er predigte und schrieb intensiv, eindringlich, aber glaubhaft und nicht sektiererisch. Er realisierte, dass die «neue Zeit» auch neue Formen des Lebens und Zusammenlebens brachte: «Wohl wusste ich, dass in der hohen Welt man die Weiber nicht fürs Haus erzieht, sondern für alle Welt, und dass sie in aller Welt zu Hause sind, aber nicht wissen, wo in ihrem Hause die Küche ist». Er kann es aber auch nicht verkneifen, giftig, aber griffig nachzudop-

peln, indem er festhält, die Mädchen wüssten zwar, wo die Kokosnüsse, aber nicht, auf welchen Bäumen die Erdäpfel wachsen.

Dieser wortgewaltige Pfarrer und dank seiner grossen Romane weit über die Landesgrenzen hinaus bekannte Erzähler und Schriftsteller setzt sich in seiner ersten «merkwürdigen Geschichte», die an Dramatik kaum zu überbieten ist, mit dem Alkoholproblem auseinander.² Wie in vielen Geschichten Gotthelfs (am bekanntesten wohl in der «Schwarzen Spinne»), handelt es sich auch hier um

1 Marei, Elisabeth, Stüdi, Bäbi und Lisi

2 Die beschriebene Geschichte, deren Lektüre sich unbedingt lohnt, ist zur Zeit im Buchhandel nicht erhältlich. Für rasch entschlossene Interessenten besteht die Möglichkeit, die Erzählung antiquarisch zu erwerben.

eine so genannte «Rahmengeschichte»: eine prägnante, alltägliche Beobachtung oder Geschichte bildet den Rahmen (hier ein Reisender, in dem wir unverkennbar den Schriftsteller selbst sehen), darin als «Kern» dann die eigentliche Handlung.

Eine merk-würdige Geschichte

Die Geschichte ist in jeder Beziehung und im wahrsten Sinne des Wortes merk-würdig; wir sollten uns diese Beobachtungen und Schilderungen tatsächlich merken, sie uns und unseren Patienten hinter die Ohren schreiben. Rhetorisch und didaktisch brillant charakterisiert er zu Beginn jeweils in wenigen Sätzen die fünf völlig verschiedenen Mädchen, wie sie sich im Wirtshaus, wo ein Schoppen nicht Wein, sondern Schnaps ist, ein Mass Schnaps bestellen, sich gegenseitig zutrinken (Abb. 1), zunehmend betrunken und hemmungslos werden, sich den Männern hergeben. «Elisabeth ruhte nicht, bis auch sie (Spiel-)Karten hatte und mitspielen konnte. Da lag das [das!] Mensch nun über den Tisch hinein, dick und geil, und man wusste nicht, woran es grösseren Wohlgefallen hatte, an den schmutzigen Reden, den schmutzigen Burschen, den schmutzigen Karten oder dem stinkenden Branntwein». Deutlicher und ungeschminkter kann man wohl die Probleme dieses Mädchens nicht in einem Satz zusammenfassen.

Die Bedeutung der Frau bei Gotthelf

Des Schlafes beraubt und tief betrübt über seine Beobachtungen sinniert der Reisende (oder eben Gotthelf selbst), dass die Männer saufen, spielen und prozedieren mögen, sie würden dereinst aussterben (quasi «das ist nicht so schade um sie»), aber die Frau und Mutter müsste den Kindern doch Vorbild bleiben. Und er doppelt nach – den Politikern ins Tagebuch geschrieben –, dass die Wohlfahrt eines Landes mehr vom Walten der Frauen abhängt, als Männer und Regenten sich einbildeten. Das weckt sofort den

Gedanken an den berühmten Satz aus dem Uli-Roman: «Es haben gar unendlich viele Kinder ihrer Grossmutter viel mehr zu verdanken als den gelehrtesten Herren Professoren, welche oft nicht viel anders sind als vertrocknete Haarseckel». Es ist bekannt, dass Gotthelf mit dem Lehrkörper der Universität oft sehr unsanft ins Gericht ging, und es ist leider so, dass wir heute teilweise an unseren Universitäten nicht viel weiter sind als zu Gotthelfs Zeiten [4]:

«Die Ausbildung der Heilkunst ist hauptsächlich über Gebühr zurückgeblieben, weil die Ärzte, statt dem souveränen Elemente der praktischen Medizin Wirksamkeit zu verschaffen, bisher der gross-teils eitlen, einseitigen und unfruchtbaren Gelehrtenwelt die Schleppe getragen haben.»

No comment ...

Das Branntwein-Elend

Zurück zu unserer «merk-würdigen Geschichte»: Sicher zu Recht fragt sich der «Reisende», was das wohl für Eltern seien, die ihre Mädchen Trunksucht, Spiel und Unzucht hingäben und was das erst für die Kinder solch verwahrloster Mädchen bedeuten werde. Sozialmedizinische Erkenntnisse, vor 250 Jahren genau wie heute! Und wie oft in seinen Romanen und Geschichten doppelt Gotthelf nach mit der Schilderung eines üblen Traumes mit einer unendlichen Wüste von Jammer und Elend, voll Branntwein und mit darin zappelnden ertrinkenden Menschen, anzusehen wie die Tage der Sündflut. In der Diskussion mit einem alten Bauern kommen auch volkswirtschaftliche Aspekte höchster Aktualität zur Sprache: «Je mehr Brennereien es gibt, desto wohlfeiler wird das Brönz (gebrannte Wasser) der Konkurrenz wegen. Und je wohlfeiler aber das Brönz ist, desto mehr wird es getrunken von der ärmeren und an manchen Orten auch von der besseren Klasse, denn die spart das Geld auch gerne.»

Von Bauern und Professoren

Nach ausführlicher Schilderung von sozialer Herkunft und Heranwachsen von Marei und Lisbeth, die durch grossartige Beobachtungsgabe und einen enorm klaren Blick in die soziale Problematik von Armut, Alkoholproblem, Verführen primär guter Menschen zu Trunksucht, Verschwendsucht, Prostitution bestechen, macht Gotthelf wieder einen Exkurs in das Gespräch des Reisenden mit dem Bäuerchen (das mit einer Wasserschaufel den Abfluss der kleinen Bäche sicherstellt). Verblüfft über die tiefsinnigen Gedanken des einfachen Bauern bemerkt Gotthelf: «... fand ich doch seither im Kanton Bern noch mehrere Männer in Zwilch und Halblein, deren einer an tiefem Sinn und gesundem Denken mehr wog als zehn ordentliche oder ausserordentliche Professoren samt ihrer Brillen, ihrer Kompendiengelehrsamkeit, ihren verrückten Theorien und fabelhaften Arroganz.» [4] Solche Texte sind auch heute Balsam für die Herzen der oft harschen Kritiker unserer Alma mater, helfen aber im so wichtigen Dialog Volk – Universität nicht weiter.

Alkoholschicksale

Wie es Stüdi als Näherin in der Stadt erging, würde heute als schwerste, ruchlose sexuelle Ausbeutung qualifiziert (und bestraft). Unwillkürlich drängen sich Gedanken auf, warum immer wieder von einer «guten alten Zeit» gesprochen und geschrieben wird und warum die Menschen nicht bereit sind, aus solchen Ereignissen (es waren ja keine Einzelfälle, sondern Tausende!) zu lernen. Dabei geht es Gotthelf keineswegs um absolute Abstinenz, sondern darum, dass das Elend beginne, wenn eine Gewohnheit daraus werde. Er plädiert auch dafür, bei Gewöhnung völlig abstinent zu bleiben, «halb gehe nicht». Umstritten dürfte heute die Erkenntnis sein, was der Schmied ertrage, töte den Weber, dass also schwere körperliche Arbeit zu besserer Alkoholtoleranz führe (und Arbeit im Freien protektiv wirke). Um das Schick-



Es war Stübli, sein febrig Hüb am Ergen (S. 41).

Abbildung 2.

sal des ursprünglich lieben und reinen Mädchens Stüdi noch zu unterstreichen, nimmt die bereits völlig heruntergekommene Näherin noch Bäbeli als Lehrtochter zu sich. Gotthelf spart nicht mit schwersten Vorwürfen an die Eltern, die für jeden Handel den Partner genauestens aussuchen, aber ein Kind ohne Umsehen irgend einem Luder anvertrauen («mit Leib und Seele, ohne die erzieherischen Fähigkeiten der Lehrperson zu prüfen»).

Enorm eindrucksvoll schildert er den alkoholbedingten Wahnsinn von Stüdi, die letztlich zusammen mit ihrem Kind (auf der erfolglosen Suche nach dem Kindsvater) im kalten Winterwald erfriert (Abb. 2). Dabei wird auch der Hilflosigkeit der Gesellschaft die nötige Beachtung geschenkt (nacktes Einsperren von Betrunknen in eine fensterlose Kammer war an der Tagesordnung). Fazit: Gott sei dem Stüdi gnädiger gewesen als die Menschen, die sich seiner erst erbarmten, als sie es schon zugrunde gerichtet hatten. Bissig stellt er fest, dass all' die schönen Worte nichts helfen, auch die des Pfarrers nicht, wenn nicht Taten folgten.

Bäbi, die Lehrtochter von Stüdi, wird – von Unbekannt schwanger – vom Vater fast zu Tode geprügelt. Woran es letztlich

kurz nach seinem Meineid gegen den nachbarlichen Kindsvater stirbt, bleibt unklar, vielleicht an einer Ösophagusvarizen-Blutung. Der Pfarrer verweigerte eine Abklärung, man solle die Tote jetzt in Ruhe lassen (von Autopsien hielt er nicht viel ...).

Die Geschichte der Marei ist besonders interessant, weil das Verhalten alter Witwer grossartig geschildert wird, aber auch die Nachbarn und Dorfbewohner, die tatenlos zusehen, ohne einzugreifen, um im nachhinein alles besser zu wissen (ist das heute besser?). Mareis Tod in siedendem Wasser ist schrecklich, ihr letzter Schrei so grauhaft, «dass alle Weiber zitterten, dass die Fenster klirrten».

Gebrannte Kinder

Die Lisbeth erhielt für ihr wüstes, zügelloses Leben einen wüsten Lohn: Schwer alkoholkrank musste sie ins Krankenhaus, wurde «geheilt entlassen aber nicht gebessert». Bissiger als mit Ärzten und Pfarrern ging Gotthelf nur mit den Professoren ins Gericht. Wie weise der Satz, dass Erwachsene (im Gegensatz zu Kindern) aus dem Sprichwort «gebrannte Kinder scheuen das Feuer» nichts lernten

(unsere tägliche Sprechstunde lässt grüsen). Eine späte unerwünschte Schwangerschaft, das unendliche Leiden des Kindes einer Alkoholikerin («... was half dem Kind die mit Branntwein geschwängerte Milch?»). «Das Kind war plump, gelb, hatte böse Ausschläge und ehe es reden oder laufen konnte, war ein Zweites da ...» Für eine ungestörte Nachtruhe der Mutter sollte ein Löffel Branntwein für die Kinder sorgen (in kurzer Zeit deren sechs), die später stumm und mit verkrüppelten Beinen selbst zum Betteln unfähig waren.

Die folgende Schilderung der schweren Herzinsuffizienz von Lisbeth ist dramatisch und perfekt, die Experten der Schweizerischen Herzstiftung könnten es kaum besser. Der Grund der Herzkrankheit war Lisbeth klar: Die Kartoffeln ...

Gewöhnung

Liseli endlich scheint zuerst seinen guten Weg zu gehen, kann aber – trotz seiner Liebe und des Engagements für seine Kinder – dem Branntwein nicht entsagen, eine hervorragende Schilderung der Gewöhnung («... es konnte ein halbes Dutzend Gläschen trinken und dabei gar herzlich die Kinder hätscheln und putzen»). Die dramatische Schilderung eines Ementaler Gewitters und des Feuertodes von Liseli und seinen Kindern beschliesst den Roman.

Ich kenne keinen Roman, der das Alkoholproblem dermassen eindringlich, umfassend und mit einmaliger Beobachtungsgabe beschreibt.

Literatur

- 1 Jeremias Gotthelf. Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Zürich: Rentsch; 1962.
- 2 Allemann P. Vorlesung über Alkohol. 4. Studienjahr Medizin, Universität Bern.
- 3 Marthaler R. Jeremias Gotthelf – ein Rufer in der Wüste. Schaffhausen: Novalis; 2004.
- 4 Müller C. Jeremias Gotthelf und die Ärzte. Bern: Haupt; 1963.

Prof. Dr. med. Benedikt Horn
Marktgasse 66
CH-3800 Interlaken
dr.horn@tcnet.ch